

Es ist Sonntag mittag, am 24. Januar 1712, ein heller strahlender Wintertag, als plötzlich in Berlin die Kanonen gelöst werden und so angezeigt wird, daß im Schloß ein Kind zur Welt gekommen ist, und aufregend ist es für die ca 50 000 Einwohner der Hauptstadt, die die Böller mitzählen, als die Schüsse über 21 hinaus sind, denn das bedeutet, daß die Kronprinzessin eine Knaben geboren hat (ein „engelschönes Kind“, wie es in zeitgenössischen Berichten heißt). Es ist ein um so größeres Glück, da die junge Frau schon zwei männliche Säuglinge verloren hat – es ist bereits das vierte Kind, die kleine, kluge Wilhelmine, drei Jahre alt, war allein am Leben geblieben und, um es vorweg zu sagen, es kommen noch 10 Geschwister hinzu, von denen zwei im Kindesalter sterben werden.

Besonders groß ist die Freude beim regierenden König Friedrich I., dem Großvater.

Er schreibt am selben Tag der Mutter seiner Schwiegertochter nach Hannover: „Gottlob, daß ich durch diese Zeilen Euer Churfürstlichen Durchlaucht abermals zu einem Printzen kann gratoulieren; der höchste Gott lasse deroselben an diesem Printzen noch viele freude erleben, und daß wier insgesamt uhrsache haben, Gott noch ferner dafür zu dancken. Die Krohn Princess befindet sich noch zur Zeit rechte wol und mein Enkel ebenfalls. Er schreiet brav und ist recht fett und frisch.“

König Friedrich wird dieses freudige Ereignis nur um ein Jahr überleben, und so steigt der Vater Friedrichs als König Friedrich Wilhelm. auf den preußischen Thron; er ist erst 25 Jahre alt. Zu seiner Mutter, die bei der Thronbesteigung 26 Jahre alt ist, hat Friedrich immerwährend ein inniges Verhältnis.

Sein Urgroßvater ist der „Große Kurfürst“, der nach dem verheerenden 30jährigen Krieg die Mark Brandenburg, Hinterpommern und die etwas entlegenen Lande Kleve und Ostpreußen zu einem Staat zusammengeschweißt, der bei Fehrbellin die weltberühmte schwedische Armee geschlagen und aus dem Land gejagt, der mit seinem Toleranzedikt Tausende von politisch und

religiös Verfolgten in sein Land aufgenommen hat. Sein Sohn Friedrich I., der Großvater, ist zwar kein so genialer Herrscher, hat es aber geschafft, sich vom Kurfürsten zum König in Preußen zu befördern, indem er sich ohne Widerspruch des Deutschen Kaisers am 18. Januar 1701 in Königsberg die Krone selbst aufs Haupt setzt. Die außer dem Großen Kurfürsten wichtigste Person in der Ahnenreihe Friedrichs ist seine Großmutter Sophie Charlotte, die Freundin des Philosophen Leibniz, die als schönste und geistreichste Fürstin ihrer Zeit galt; und alle Welt sagt später, daß sie sich in ihrem Enkel durchgesetzt habe; Sie gründete übrigens mit Leibniz die Akademie der Künste und die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Mit den Ausschweifungen und der Prachtentfaltung war es nach dem Tod des Großvaters 1713 unter seinem Sohn Friedrich Wilhelm. sofort vorbei. Dessen Sparsamkeit, die bald schon an Geiz grenzte, vor allen Dingen wenn es sich um den Hof und seine Familie handelte, brachte ein ganz neues Leben in dieses Land. Hatte der Große Kurfürst das Herzogtum Preußen durch die Macht seines Willens zu einem wehrfähigen Staate gemacht, Friedrich I. die Königskrone erworben, so sah König Friedrich Wilhelm I. seine Aufgabe in der Kleinarbeit, in der Festigung dieses Staates von innen heraus, in der Ausbildung und Ergänzung der Armee mit den sogenannten „Langen Kerls“ und in der Schaffung eines Beamtenheeres, das seine Anordnungen mit der größten Gewissenhaftigkeit ausführte. Als Mensch ist Friedrich Wilhelm weichherzig - aber jähzornig, wohlwollend- doch einseitig, von höchst einfachen Anschauungen und Bedürfnissen; als König dagegen ist er weitblickend – er hat z.B. als erster Fürst in Europa kein Urteil zur Bestrafung einer Hexe mehr unterzeichnet. Er ist ein Arbeiter von unglaublichem Fleiße, verlangt auch von seinen Beamten das Menschenmögliche. Schlagend und kurz hat der Vater Friedrichs des Großen seinem Sohne gesagt, wie er seine hohe Aufgabe auffaßt, mit den Worten:

"Arbeiten müßt Ihr, so wie ich das beständig getan habe. Ein Regent, der in der Welt mit Ehren regieren will, muß seine Sachen alle selber machen, denn die Regenten sind zum Arbeiten geboren und nicht zum faulen Leben."

Die königlichen Kinder wachsen wie in bürgerlichen Verhältnissen auf, es gibt keinerlei Luxus oder Bevorzugung; nach den Memoiren der älteren Schwester Wilhelmine, kommt es nicht selten vor, daß sie hungrig vom Tisch aufstehen müssen und spindeldürr werden; aber darüber klagt man natürlich als königliches Kind nicht....

Aus einem Brief der fünfjährigen Wilhelmine an den Vater über ihren zweieinhalbjährigen Bruder:

„Mein Bruder ist heute schön wie der Tag. Was mich angeht, so bemühe ich mich, da ich nicht hübsch bin, wenigstens artig zu sein. Dem kleinen Engel geht es gut...“

Und die Mutter schreibt ihrem Mann über den Dreijährigen:

„Ich habe heute nachmittag Fritz reiten sehen in der Reitbahn. Er wird mit jedem Tag hübscher.“

Die ersten sechs Jahre ist Friedrich unter der Leitung seiner mehr französisch erzogenen Mutter, einer französischen Kinderfrau und seinem Lehrer Duhan, einem aus Frankreich vertriebenen Hugonotten, mit dem er sein Leben lang verbunden bleiben wird; bei ihnen lernt er natürlich mehr französische Sitten und Gebräuche kennen, vor allen Dingen wird er sein Leben lang die französische Sprache besser sprechen als die Deutsche. Deshalb sind fast alle seine Briefe und Gedichte Übersetzungen.

Der erste Brief Friedrichs mit fünf Jahren an den Vater ist aber auf Deutsch, und ich nehme an, daß da wohl der Lehrer, ein bißchen mitgeholfen hat.

Da heißt es:

Mein allerliebster Papa,

Ich danke unterthänigst, daß Sie einen Offizier von so großen Meriten als den Major Finck zum Oberstleutnant bei meinem Regiment gegeben haben, werde

auch allezeit suchen, meinem allerliebsten Papa in allem zu contentieren, weilen mir wohl bewußt, daß all mein Glück in dieser Welt von dero Gnade dependieret, wollte auch suchen meine unterthänigste Devotion auf alle Weise zu attestieren, wenn ich nur das Glück hätte, Ihnen zu Wusterhausen aufzuwarten, der ich Zeit meines Lebens verharre meines allerliebsten Papas unterthänigster Sohn und Diener Friedrich
Berlin, den 17. Juni 1717

Das mit der “untertänigsten Aufwartung“ in Wusterhausen, dem Jagdschloß Friedrich Wilhelms, war denn wohl eine kleine Notlüge, um den Herrn Papa gnädig zu stimmen, denn dort im sogenannten Tabakskollegium, das nichts anderes war als ein königlicher Stammtisch, wo gemeinsam mit Generälen und Ministern laut und fröhlich gegessen, geraucht und viel getrunken wurde, war es Friedrich und seinen jüngeren Brüdern ganz gar nicht angenehm, wenn sie vor dem zu Bett gehen dort ihr Sprüchlein aufsagen und evtl. sogar noch militärische Exerzitien und Kommandos vormachen mußten. Aber mochte diese soldatische Geselligkeit auch derb sein, und für die Kinder gräuslich, so war sie doch viel harmloser als die kostspieligen und sittenlosen Zerstreungen, wie sie damals bei anderen Fürsten üblich waren wie etwa am sächsischen Hof unter August dem Starken.

Als der junge Friedrich der Erziehung der Frauen entwachsen ist, gibt der Vater ihm zusätzlich zu seinem Lehrer Duhan zwei militärische Erzieher. Für den Gang der Erziehung entwirft der König selbst einen genauen Plan: Liebe zum Soldatenstand, Frömmigkeit des Herzens, Liebe und Furcht zu Gott, waren die Hauptgrundzüge; und dann erst kam das wissenschaftliche Gebiet. Und so sah der Tagesplan für den elfjährigen vom Vater persönlich entworfen aus:

z.B. für den Montag

„Wie an allen Wochentagen um sechs geweckt; und sollen sie ihn anhalten, daß er ohne sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht;

und muß er alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Von sieben bis neun Uhr soll Duhan mit ihm die Historie traktieren; um neun kommt Noltenius mit der christlichen Religion bis dreiviertel auf elf. Dann geschwind das Gesicht mit Wasser, die Hände mit Seife gewaschen, weiß anziehen, pudern, dann den Rock anziehen und um elf zum Könige kommen; da bleibt er bis zwei. Alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch da sein und ihm von zwei bis drei die Landkarte weisen. Dabei soll er Macht und Schwäche aller europäischen Reiche, Größe und Reichtum und Armut der Städte kennenlernen. Von drei bis vier soll er die Moral traktieren; von vier bis fünf soll Duhan deutsche Briefe mit ihm schreiben und dahin sehen, daß er einen guten Stylum bekomme. Um fünf soll er die Hände waschen und zum Könige gehen; alsdann ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer vergnügen und tun, was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist.“

Später kamen noch Französisch, Mathematik, Staatswissenschaft und militärische Kenntnisse dazu. Das Latein verbietet der König, so sehr der Prinz sich auch danach sehnt, diese Sprache zu erlernen. Er bekommt Unterricht bei Ritt- und Fechtmeistern, bei Schwimm- und Tanzlehrern, und mit 16 erlernt Fritz das Flötenspiel.

(Musik Flötenspiel-Übungen von Friedrich selbst)

Zur Sparsamkeit des Königs nicht nur in geistigen Dingen sondern auch in weltlichen gehört auch, daß Friedrich bis zum 17. Lebensjahr offensichtlich kein eigenes Geld zur Verfügung hat. Seine Erzieher dürfen ihm zwar nach eigenem Gutdünken etwas geben, er muß aber genauestens abrechnen. Es wird Buch geführt und vom König überprüft:

Da steht denn z.B. zu lesen:

„Die Flöte zu reparieren vier Groschen“; „den Hirschfänger zu schleifen“; „an einen Jungen, welchen der Hund gebissen“, „für Trinkgeld an den Reitknecht“, „für eine lebendige Schnepfe zwei Groschen“; „in den Klingelbeutel ein Groschen“, „seiner Hoheit Schuhe auf'm Leisten schlagen“....

Über den fünfzehnjährigen Kronprinzen gibt es einen Bericht des sächsischen Diplomaten Mantteuffel:

„Der königliche Prinz ist, wie man sagt, gut veranlagt. Seine Neigungen und Leidenschaften sind aber denen seines Vaters ganz entgegengesetzt...

Dieser Prinz würde gut erzogen sein, wenn er eine Privatperson wäre. Er hat schulmäßig gelernt, und man hat ihm ein Wissen beigebracht, wie es für eine solche Privatperson passend wäre, aber durchaus nicht angemessen und sogar ungenügend für einen Prinzen, der einst regieren wird... Der Vater verlangt, daß der Sohn sich durchaus nach ihm richte, ohne daß er es für nötig hielte, ihm etwas über die Geschäfte mitzuteilen...“

Der Erziehungsplan des Königs ist in jeder Hinsicht so wenig ausreichend, daß er den hochbegabten Jungen absolut unterfordert, und er heimlich versucht, Latein zu erlernen, die französische Literatur und Philosophie zu studieren und noch intensiver als erlaubt seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Flötenspiel, nachzugehen.

(Musik)

Im Jahre 1728 besucht der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm mit seinem 16 jährigen ältesten Sohn auf Einladung August des Starken, Fürst von Sachsen – König von Polen –, dessen Residenz in Dresden. An dem Hof herrscht im Gegensatz zu Berlin die größte Prachtentfaltung, Eines Abends führt August der Starke seine Gäste in ein von Kerzenschein erleuchtetes Kabinett und präsentiert ihnen auf einem herrlichen Bett ein schönes, nacktes Weib; Friedrich ist Feuer und Flamme, er verliebt sich in die hübsche 20jährige Gräfin Orzelska, eine der vielen Geliebten Augusts, die diese Verliebtheit wohl erwidert und ihn in Berlin mit ihrer Anwesenheit beglückt. Diese Verbindungen haben für den Kronprinzen katastrophale Folgen; er hat sich angesteckt....

All dieses ist dem König, der zeitlebens Ausschweifungen und Mätressenwirtschaft verabscheut, der seiner Frau immer treu war, von Herzen zuwider. Das Verhältnis von Vater und Sohn verschlimmert sich derart, daß man

Friedrich zuredet, seinen Vater in einem Brief um Verzeihung für seinen Lebenswandel zu bitten.. Der Prinz schreibt in diesem Brief unter anderem: „... Hätte ich wider meinen Willen und Wissen getan, was meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit untertänigst um Verzeihung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus all seinem Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich ansonsten gar nicht schicken."

Hier ist die Antwort Friedrich Wilhelms an seinen Sohn:

"Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet, denn wenn man alles tut, was der Vater will und seinen Vater liebet, so tut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern dann, wenn er nicht alles sieht. Zum andern aber weiß Er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine männliche Inclination hat, der sich nicht schämt, weder reiten noch schießen zu können und dabei malpropre an seinem Leibe ist, seine Haare wie ein Narr frisiret und nicht verschneidet, obgleich Ich das alles tausendmal reprimandieret, aber alles umsonst und keine Besserung in Nichts ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, der mit keinem Menschen spricht als mit Welschen und Nichts populär und affable ist, und mit dem Gesichte Grimassen schneidet, als wenn er ein Narr wäre, und in Nichts Meinen Wille tut, als mit der Force angehalten; nichts aus Liebe und er alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonst Alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort."

Der Jähzorn König Friedrich Wilhelms, bei dem sich zunehmend eine Stoffwechselerkrankung, die diese extremen Gemütsschwankungen wohl auch mit verursacht, bemerkbar macht, steigt oft so hoch, daß er wie von Sinnen auf seinen Sohn einschlägt. Bei einem Manöver am sächsischen Königshofe kommt es wieder zu einem schweren Konflikt. „In jenem Lustlager von Mühlberg," sagt der Historiker Leopold von Ranke, „wo die Augen so vieler Fremden sich auf

ihn richteten, wurde der Kronprinz wie ein ungehorsamer Knabe sogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen solle, daß man ihn für nichts Besseres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu.

Er sagte: "Wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen, aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen." — Der König legt ihm sogar in seinem Zorn nahe, auf die Thronfolge zu verzichten; erhalten ist der Dialog etwa so:

„Kannst du deinem Kronprinzentum nicht entsagen? Dein kleiner Bruder ist wackerer als du. Leiste Verzicht und gehe in der Tat zum Teufel!“

Friedrich antwortet: „Wenn Eure Majestät gegen die Ehre meiner Mutter erklären, daß ich nicht ihr ältester Sohn sei, so will ich es tun; sonst niemals!“

In Friedrich festigt sich nun endgültig der Entschluß, sich dem unerträglichen Zwang, der unwürdigen Behandlung durch die Flucht nach England zu entziehen. Er hatte sich deswegen schon mit dem ihm befreundeten Leutnant Hans Hermann von Katte in Verbindung gesetzt. Eine Reise im Jahre 1730 (Friedrich ist 18 Jahre alt), die er mit seinem Vater an verschiedene west- und süddeutsche Höfe macht, ermöglicht den Versuch, der verhängnisvoll mißglückt. Für den König ist diese Tat Fahnenflucht, Hoch- und Landesverrat, er läßt den Prinzen unter scharfer Bewachung den Rhein hinunter nach Wesel bringen. Hier kommt es zu einer Szene zwischen Vater und Sohn, die so bedrohlich wird, daß sich der Kommandant der Festung Wesel zwischen die beiden wirft.

Leutnant von Katte wird in Berlin verhaftet; der Kronprinz wie ein Staatsverbrecher nach Küstrin gebracht. Ein Raum in der Festung wird ihm angewiesen, nur von oben beleuchtet, mit kahlen Mauern, außer einer kärglichen Pritsche und zwei Stühlen nichts. Degen und Uniform werden abgenommen; er trägt die braune Gefängniskleidung; seine Beköstigung muß für 10 Groschen täglich beschafft werden; die Speisen sind vorzuschneiden, Messer und Gabel sind nicht gestattet. Sind die Mahlzeiten beendet, so darf niemand länger im

Zimmer weilen als vier Minuten. Keine Frage des Prinzen darf beantwortet werden.

Das Talglicht ist um sieben Uhr auszulöschen; keine Flöte erlaubt, keine Bücher außer Bibel und Gesangbuch

Aber nicht nur Friedrich, sein Vater leidet wohl noch mehr. Er glaubt sich von aller Welt verraten, von Ränken und Intrigen umspinnen. Er glaubt, daß England und Frankreich mit dem Prinzen gegen ihn im Bunde seien.

Katte und der Kronprinz werden vor ein Kriegsgericht gestellt, dieses lehnt als nicht zuständig die Verurteilung des Kronprinzen ab; v. Katte wird zu lebenslanger Haft verurteilt. Der König aber verwandelt das Urteil über Katte kraft seiner Macht gegen die nochmaligen Einwände des Kriegsgerichts in ein Todesurteil mit den Worten: „...und soll ihm dabei gesagt werden, daß es seiner königlichen Majestät leid täte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme.“

Der Kronprinz aber glaubt nicht an das, was auf ihn und Katte zukommen wird; trotzig tritt er den Richtern entgegen; er unterwirft sich zwar äußerlich dem König, glaubt jedoch, daß Katte und er mit heiler Haut davonkommen werden; seiner Schwester schreibt er sogar einmal:

„Meine liebe Schwester,

der Spruch des Kriegsgerichts, welches jetzt tagen wird, soll mich zum Ketzer stempeln. Dazu braucht es nämlich nicht mehr, als nicht in allen Dingen der Meinung des Meisters zu sein. Du kannst Dir die niedliche Behandlung, die mir bevorsteht, leicht denken. Ich selbst kümmere mich herzlich wenig um die Flüche, die gegen mich geschleudert werden sollen, wenn ich nur weiß, daß meine Schwester auf meiner Seite steht.

Welche Genugtuung für mich, Dir die Versicherung meiner Freundschaft zu geben, obwohl ich hinter Schloß und Riegel sitze...“

Diesen Brief schreibt er am 1. November; ein paar Tage später erfährt er das Grauen, was ihm bevorsteht. Am 6. November ist die Hinrichtung Kattes, und zwar soll auf Befehl des Königs die Enthauptung vor den Augen des Prinzen stattfinden. Der Prinz gerät völlig aus der Fassung, fleht um Aufschub und um eine Eingabe beim König, will, wenn Katte begnadigt wird, auf die Krone verzichten und lebenslang ins Gefängnis gehen – will sein eigenes Leben für Katte hingeben - umsonst. Als Katte in den frühen Morgenstunden des 6. am Fenster Friedrichs vorbeigehen muß, bittet dieser ihn laut weinend um Vergebung. Katte, der sein Urteil gefaßt entgegengenommen hat, ruft: „Der Tod ist süß für einen so liebenswerten Prinzen.“ Vor der Hinrichtung, von der man nicht genau weiß, ob er sie wirklich vom Fenster aus hätte sehen können, bricht Friedrich ohnmächtig zusammen.

Theodor Fontane schreibt in seinen „Wanderungen durch die Mark“ :

Die „Großgeschichte“ Preußens habe mit zwei Ereignissen, der siegreichen Schlacht von Fehrbellin (18. Juni 1675) und dem Gegenstück: 6. November 1730 (Kattes Hinrichtung) begonnen: „Aber der 6. November ist der größere Tag, denn er veranschaulicht in erschütternder Weise jene moralische Kraft, aus der dieses Land, dieses gleich sehr zu hassende und zu liebende Preußen, erwuchs.“

Dadurch daß er sich am Tod Kattes schuldig fühlt, unterwirft Friedrich sich völlig dem Vater, leistet einen Eid, künftig „blindlings den väterlichen Willen zu befolgen“, aber ganz in seinem tiefsten Innern bleibt er stark. Er beugt sich der Gewalt, doch wird diese Niederlage der Auftakt zu einem neuen Leben.

Auf Befehl des Königs wird er nun an der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin beschäftigt, um die innere Verwaltung kennen zu lernen, und Friedrich zeigt einen in jeder Beziehung großen Eifer, vorwärts zu kommen.

Der Kronprinz hat durch diese Arbeit an der Kammer das Volk kennen, verstehen und lieben gelernt; hier wird die später so berühmte gegenseitige innige Beziehung zwischen den Preußen und ihrem Fritz begründet; Friedrich bekommt aber auch schon eine leise Ahnung von der ungeheuren Schaffenskraft, mit der sein Vater versucht, dieses Land weiter aufzubauen und zu einer geordneten und gefestigten Gemeinschaft zu machen

Ein Jahr später, also 1731, Fritz ist 19 Jahre, besucht F.W. seinen Sohn zum ersten Mal, Fritz wirft sich ihm zu Füßen, und F.W. ermahnt ihn, sich das französische und englische Wesen aus dem Kopf zu schlagen, ein braver Kerl zu sein: „Sei nichts als Preußisch und hab ein deutsches Herz...“ sagt er...

Es scheint eine Versöhnung zu geben, da befiehlt FW seinem Sohn, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig Bevern zu heiraten, die den besten Ruf habe und fromm und gottesfürchtig sei. Monatlang wehrt sich Friedrich verzweifelt gegen die ihm aufgezwungene Ehe mit einer ungeliebten Frau, es nützt nichts. Schließlich unterwirft er sich auch da dem Willen des Vaters

Am 12. Juni 1733 findet die Hochzeit des Paares statt. Friedrich ist 21, Christine 18 Jahre alt. Mochte nun Kronprinz Friedrich keine Liebe zu seiner Braut hegen, die Prinzessin Elisabeth Christine hat Friedrich Liebe und Zuneigung, ja wohl auch Bewunderung entgegengebracht.

Und auch Friedrich äußerte später einmal: „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte, denn sie hat ein sanftes Gemüt, ist so gelehrig wie sich nur denken läßt und gefällig bis zum äußersten, so daß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie denkt, mir Freude machen zu können.“

Im Jahr 1736 drei Jahre nach der Eheschließung zieht das Paar in das Schloß Rheinsberg. Die folgenden vier Jahre bis zur eigenen Thronbesteigung empfindet Friedrich als die glücklichsten seines Lebens – auch wohl für Elisabeth Christine müssen sie es gewesen sein.

Hier aus einem Brief der 21jährigen Elisabeth Christines an die Herzogin Luise von Braunschweig.

„Will man Kunst, wahre Philosophie und richtigen Geist finden, so muß man sicherlich hierher kommen. Man findet sie in höchster Vollendung, denn unser Herr und Gebieter steht an der Spitze. Ich habe ihn noch nie so fleißig gesehen wie jetzt. Von sechs Uhr morgens bis ein Uhr beschäftigt er sich mit Lektüre, Philosophie und allen schönen Dingen. Von halb zwei bis drei Uhr ist Mittagstafel, danach trinken wir bis vier Uhr gemeinsam Kaffee, dann setzt er sich bis sieben Uhr wieder an die Arbeit. Hierauf beginnt die Musik; sie dauert bis neun Uhr. Dann schreibt er und kommt zum Spiel; die Abendtafel ist gewöhnlich um halb elf oder elf Uhr. So vergeht die Zeit sehr rasch mit mannigfacher Beschäftigung. Wahrlich man kann sagen: er ist der größte Fürst unserer Zeit, nicht nur als Fürst, sondern als Mensch. Er ist ein Gelehrter, besitzt Geist, so viel man haben kann. Er ist gerecht, hilfsbereit, will niemandem etwas Böses tun, ist großmütig, mäßig, liebt keine Ausschweifung, weder im Wein noch sonstwie. Er hat das Herz auf dem rechten Fleck. Kurz und gut, er ist der Phönix unserer Zeit, und ich bin selig, die Frau eines so großen Fürsten mit so viel guten Eigenschaften zu sein. Wer ihn kennt, muß ihn lieben. Wäre ich auch nicht seine Frau, ich müßte ihn wegen seiner guten Eigenschaften und seiner großen Gaben lieben. Gott, der alles gut macht, hat auch dieses wohl getan, daß er so große Gaben einem Mann verliehen hat, der sie so gut zu gebrauchen weiß wie er....“

Kaum jemals hat sich ein Fürst mit größerem Feuereifer der Beschäftigung mit geistigen Dingen gewidmet als damals der Kronprinz von Preußen. Seine Arbeitswut und sein Wissensdurst kennen keine Grenzen. Es geht so weit, daß er

allen Ernstes daran denkt, sich den Schlaf abzugewöhnen. Nach vier Tagen muß er den Versuch aufgeben. Er vergleicht sich in einem Schreiben aus dieser Zeit mit einem Gewohnheitsschnupfer, den man seine Dose weggenommen habe und der nun vor Unruhe fast umkomme und jeden Augenblick mit der Hand in die Tasche fahre; so wie dem Schnupfer gehe es ihm, wenn er weder arbeiten noch lesen könne..

Ab 1736 schreibt er Briefe an den franz. Aufklärer, Dichter und Schriftsteller Voltaire, den er bewundert und für das größte Genie aller Zeiten hält; selber verfaßt Friedrich lange Gedichte wie die „Ode auf den Ruhm“ (1734) und „Ländliches und höfisches Leben“ (1737)

Und die Abende: Baron v. Bielfeld, ein Zeitzeuge, schreibt:

„...Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Konzert, er spielt gewöhnlich die Flöte, und er behandelt das Instrument mit größter Vollkommenheit; sein Ansatz sowie seine Fingerläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt....

Musik

Aber auch Friedrichs militärische Schulung in Ruppin macht Fortschritte, er gewinnt Freude an Dienst und Truppe und ist auf dem Weg ein ausgezeichneter Oberst zu werden; er trägt auch jetzt gern den „Sterbekittel“ wie er früher den Soldatenrock nannte; und er beginnt, die europäischen Machtverhältnisse zu beobachten.

Einmal schreibt er über die Lage Preußens

„Mit zerrissenem Herzen empfinden die guten Patrioten die Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm und das Brandmal, das die Welt dem preußischen Namen aufdrückt.“

Sein preußischer Stolz, der sich besonders an den Taten des Großen Kurfürsten genährt hat, regt sich immer lauter. Mit Ungeduld wartet er auf den Augenblicks, wo er selbst eingreifen kann. Am 7. September 1737 schreibt er: „Ich befinde

mich in der Lage jener Schauspieler, die ihr Stichwort erwarten und der Rolle der andern wenig Aufmerksamkeit schenken.“

Und 1738 prophezeit er „Der König von Preußen ist dem edlen Palmbaum gleich: je tiefer ihr ihn beugt, desto höher schnellert er seinen stolzen Wipfel.“

Er beschäftigt sich mit der Staatskunst und schreibt 1739 den berühmten **Antimacchiavel**, in dem er zum ersten Mal die Ideen und Gedanken darlegt, nach denen er sein Leben als König ausrichten wird.

Über die regierende Klasse äußert er sich darin so:

„Hinterlist, Unredlichkeit und Doppelzüngigkeit sind leider der vorherrschende Charakter bei den meisten Menschen, die sich an der Spitze der Nationen befinden und die Vorbilder für sie sein sollten. Das Studium des menschlichen Herzens bei derartigen Subjekten ist eine sehr demütigende Sache. Ein Landesherr soll aber nach meinem Dafürhalten ein Mann sein, der die Bestimmung fühlt, dem menschlichen Elend abzuhelpen, so viel nur immer in seinen Kräften steht. Er soll ein Arzt sein, der heilt. Für die Erlangung des Vorteils seines Volkes zu sorgen, ist seine Pflicht; für diesen Zweck muß er sogar sich selbst opfern. Denn der König ist der erste Diener seines Volkes...“

In dieser Schrift äußert er sich auch zum Krieg:

Der Krieg ist ein äußerstes Mittel, dessen man sich nur mit Vorsicht und in verzweifelten Fällen bedienen darf. Man muß dabei wohl prüfen, ob man sich dazu bringen läßt durch eine Einbildung des Stolzes oder aus guten, unumgänglichen Gründen. Es gibt Verteidigungskriege, und das sind ohne Zweifel die gerechtesten. Es gibt Interessenkriege, die die Könige zu führen gezwungen sind, um Rechtsansprüche aufrecht zu erhalten, die ihnen bestritten werden. Es gibt Kriege, die die Fürsten verständigerweise aus Vorsicht

unternehmen. Auch der Angriffskrieg ist gerecht für den, der sich in Gefahr sieht, von übermächtigen Gegnern erdrückt zu werden. Dann muß man lieber wagen, solange man noch die Freiheit hat zwischen dem Ölzweig und dem Lorbeer zu wählen, als bis zu dem verzweifelten Zeitpunkte warten, wo eine Kriegserklärung nur noch um Augenblicke die Knechtschaft und den Untergang verzögert.“

Aber, **sagt er:**

„der Krieg ist im allgemeinen furchtbar, sein Ausgang so wenig gewiß und die Folgen so verderblich für ein Land, daß die Könige sich nicht genug überlegen können, ehe sie sich darauf einlassen.“

Anfang 1740 verschlimmert sich der Zustand des erst 52jährigen F.W, der schon eine längere Zeit an einer gefährlichen Wassersucht gelitten hat, sehr stark, er läßt sich nach Potsdam bringen in seine Soldatenstadt zu seinen „Langen Kerls“. Hier der letzte Brief F.W.s an den Kronprinzen:

„Mein geliebter Sohn,
ich habe Euer Schreiben vom 24. dieses (Monats) wohl erhalten, daraus Euer herzliches Mitleid mit meinen elenden Umständen, auch Eure löbliche EntschlieÙung in allen Stücken Meinem väterlichen Rate zu folgen, ersehen. Ich bin sehr davon attendieret und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Erfolg Eures Versprechens und eurer guten Empfindungen, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es den Anschein hat. Daß Ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollet, solches ist mir sehr lieb, und es wird ein rechtes Vergnügen sein, euch, so Gott will, noch zu umarmen...“

Als Friedrich am 28. Mai 1740 an das Sterbebett seines Vaters gerufen wird und König Friedrich Wilhelm ihm in einstündiger Rede politische Ratschläge gibt, um dann vor den versammelten Offizieren und Beamten in den Ruf auszubrechen: „Tut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?“; als Friedrich bei diesem Worten unter Tränen

ihm die Hand küßt, klammert sich der sterbende König an den Hals seines Sohnes und weint.

Am 31. Mai entsagt er der Regierung und überträgt sie dem Kronprinzen. Am selben Tag drei Uhr nachmittags ist er gestorben, nach den Worten seines Sohnes „triumphierend über den Tod wie ein Held“..

Musik

Friedrichs Regierungsantritt, er ist 28 Jahre alt, findet europäisches Interesse. man erwartete ein ganz anderes System und jeder erhofft sich die Erfüllung seiner Wünsche; die Freunde auf politischen Einfluß und Macht, die Gebildeten auf eine Welt des Geistes, die Allgemeinheit auf das Ende des Soldatenregiments, für das sie hatten Steuern zahlen müssen.

Die Gegner fürchten die Rache des Königs, die ausländischen Mächte hoffen auf einen König, der über die Philosophie die Politik vergißt, und den sie nach ihren Wünschen gängeln können.

Fast alle hatten sich getäuscht: der König will, daß seine Freunde seine Freunde bleiben, Ämter hat er nicht für sie; die Furcht der alten Gegner ist grundlos, den König interessiert die Kränkung nicht, die sie dem Kronprinzen angetan hatten; und das Ausland muß zu seinem großen Ärger bald feststellen, daß dort ein Mann auf dem Thron ist, der nicht nach ihrer Pfeife tanzen würde. Und wenn auch die Truppe der „langen Kerls“ aufgelöst wird, weil Friedrich sie für sinnlos hält; die Armee selbst wird nicht verkleinert. Bei der Vereidigung seiner Generale sagt er: "Meine Herren, wir haben unseren gemeinschaftlichen Herrn und König verloren. Wir müssen suchen, uns darüber zu trösten. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Übermut vor. Stellen Sie dieselben ab. Ein guter Soldat muß ebenso menschlich, wie vernünftig, als herzhafte und brav sein."

Und mit einem klarem Wort stellt Friedrich auch seinen Ministern gegenüber seine Stellung als König zum Staate fest: "Ich denke, daß das Interesse des Landes mein eigenes ist; daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Ganzen wäre. Sollten sich beide nicht mit einander vertragen, so soll der Vorteil des Landes stets den Vorzug haben." —

Den Menschen im Land zeigt sich das schon daran, daß er beim Regierungsantritt persönlich vor sie hintritt und sie begrüßt. Noch nie hatten sie erlebt, daß ein Herrscher überhaupt von ihnen Notiz nimmt.

In kurzen Worten seine ersten Maßnahmen

Bereits am 3. Juni (vier Tage nach seinem Amtsantritt) läßt er die Folter abschaffen, am 6. holt er den berühmten Philosophen Christian Wolff aus seiner Verbannung zurück; er beruft den großen franz. Mathematiker Maupertuis als Leiter der Akademie der Wissenschaft; er schafft die Zensur ab und vollendet das Toleranzedikt seines Urgroßvaters „...hier muß jeder nach seiner Facon selig werden“

Gleich am 2. Regierungstag läßt er die staatlichen Kornspeicher öffnen, das Getreide an das Volk billig verteilen. Die königlichen Forstämter werden angewiesen, das erlegte Wild preiswert an die Ärmeren abzugeben, einige Lebensmittelsteuern werden für ein halbes Jahr ganz aufgehoben; der einfache Bürger und Bauer darf wieder sein Bier selbst brauen.

Vom ersten Tag seiner Regierung betätigt dieser König sich mit fast religiöser Hingabe an die Pflicht als der erste Diener des Staates.

Und dieser Staat, so will er, soll nicht mehr das Objekt der europäischen Politik sein, er soll Europa mitgestalten können; in Größe und Kraft den anderen großen Mächten gleichgestellt. Das kleine Preußen war ein Flickenteppich und hatte infolge seiner langgestreckten Lage, kaum eine natürliche Grenze; es war also

ein schwer zu verteidigender Staat und deshalb vermindert Friedrich sein Heer, wie gesagt, nicht, er vermehrt es. Und dies schlagkräftige Heer, soll bald seine ernsthafteste Verwendung finden. Friedrich ist nicht gewillt, wie sein Vater es zeitlebens getan hatte, dessen „Lange Kerls“ als Berliner oder Potsdamer Wachtparade verspottet wurden, die (Zitat) "mit gespanntem Hahn ständig auf der Wacht stehen, aber nie losdrücken." Friedrich ist sich bewußt, daß die Notwendigkeit auch einmal „abzudrücken“ plötzlich eintreten kann und er will ihr nicht aus dem Wege gehen, „denn“ so sagt er, „es ist ein gewisser Grundsatz, daß es besser ist, zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen.“ —
praevenire statt praeveniri

(oder Spruch: so schnell schießen die Preußen nicht)

Es geht also erst einmal um die Vergrößerung seines Staatsgebietes. In Schlesien, das zu der Zeit im Besitz Österreichs ist, hat Preußen auf einige Herzogtümer alte Erbansprüche, etwa 43 % des Landes. Als Gegenleistung für die Abtretung dieser Länder bietet er Maria Theresia, die in Österreich ebenfalls gerade den Thron bestiegen hat, eine Mithilfe zur Ernennung ihres Mannes Franz zum Deutschen Kaiser an.

Maria Theresia lehnt ab, erkennt die Erbansprüche nicht an und weigert sich auch, die Schulden (1 1/2 Millionen Gulden) zu bezahlen, die Österreich bei Preußen auf Grund von Grenzangelegenheiten noch hat.

Friedrich sieht sich berechtigt, in Schlesien einzumarschieren.

Zum dem ihm so viel vorgeworfenen “Verbrechen“ des 1. Schlesischen Krieges, den er nur aus persönlicher Ruhmsucht angezettelt habe, schreibt der Historiker Leopold von Ranke:

„Wer wagt es seinen Ehrgeiz zu tadeln? Es ist der großartigste, den ein Fürst haben kann, für sein Volk und seinen Staat eine vollkommene politische

Unabhängigkeit zu gewinnen, eine Stelle, wo niemand von wirklicher Bedeutung über ihm ist.“

Friedrich schreibt nach dem Einmarsch in Schlesien aus Schweidnitz an den Minister v. Podewils unter anderem:

„Lieber Podewils,

ich habe mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Rubikon überschritten...

...lassen wir zu Preußens Gunsten das Interesse, den Ehrgeiz, die Liebe, den Ruhm und alle Triebfedern, welche die Seele bewegen können, wirken... mein Herz sagt mir das Beste von der Welt voraus: wohl ein gewisser Instinkt, dessen Ursprung uns unbekannt ist, verkündigt mir Glück und Erfolg, und ich werde nicht in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und würdig der tapferen Soldaten, die ich zu führen die Ehre habe. Adieu, ich empfehle Sie dem Schutze Gottes.“

(Musik)

In Schlesien werden die preußischen Truppen begeistert begrüßt, Schlesien ist zu 80 % protestantisch und die Einwohner sind froh, die diktatorische Herrschaft der katholischen Habsburger loszusein. Ein Augenzeuge berichtet von dem festlichem Empfang in der Hauptstadt Breslau: „Die gantze Stadt wimmelte voll preußischer und brandenburgischer Officirs und Soldaten, lauter extra schöne, wohl qualificirte, galant-mundirte Leute, die aller Augen mit Bewunderung an sich zogen und bei unseren schlesischen Frauenzimmern starken Liebreiz erweckten, so daß manche lieber heute noch einen jungten Brandenburger gehabt hätte! Und also kam der preußische und brandenburgische Saamen nebst der Platt-Teutschen Sprache ins Land Schlesien.“ **so der Augenzeugenbericht**
Als das österreichische Heer nun ebenfalls in Schlesien einmarschiert, beginnt der Krieg.

Friedrich, der „zweimal den Anschlägen der österreichischen Husaren entwischt war“ **wie er in einem Brief an seinen Minister schreibt, fügt dieser Bemerkung folgenden Befehl hinzu:**

Wenn mir das Unglück zustoßen sollte, lebend gefangen genommen zu werden, so befehle ich Ihnen und mache Sie mit Ihrem Kopf dafür verantwortlich, meine während meiner Gefangenschaft gegebenen Befehle nicht zu beachten, meinem Bruder mit Rat beizustehen und dafür zu sorgen, daß der Staat für meine Befreiung keine unwürdige Handlung begehe; und Ich will und befehle für jenen Fall, daß man alsdann noch kräftiger handle. Ich bin nur König, solange ich frei bin."

Einen Tag vor der Schlacht schreibt Friedrich an Jordan (Freund, Vorleser, und Sekretär) „Mein lieber Jordan, wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Los der Waffen. Das Leben eines Königs wird nicht mehr geschont als das eines gewöhnlichen Soldaten. Ich weiß nicht, was aus mir wird. Ist mein Schicksal besiegelt, so gedenke eines Freundes, der Dich stets zärtlich liebt. Schenkt der Himmel mir noch längeres Leben, so schreibe ich dir morgen und du sollst unsern Sieg erfahren. Leb wohl, lieber Freund.

Am 10. April bleiben die Preußen dank der Energie und Umsicht des Feldmarschalls Graf Schwerin in der vom König schon verlorenen gegebenen Schlacht bei Mollwitz Sieger über die Österreicher.

Eine Woche später schreibt Friedrich an seinen Bruder August Wilhelm:

„Liebster Bruder,

es wird mir ein wahrer Trost sein, Dich wiederzusehen. Hoffentlich habe ich morgen das Vergnügen.

Wir haben den Feind geschlagen, aber jedermann trauert, der eine um seinen Bruder, der andere um seinen Freund.

Kurz, wir sind die betrübtesten Sieger, die Du Dir vorstellen kannst. Gott behüte uns vor einer zweiten so blutigen und mörderischen Schlacht wie bei Mollwitz.

Wie blutet mir das Herz, wenn ich daran denke.

Lebwohl, lieber Bruder, hab mich stets lieb, und sei meiner grenzenlosen Zärtlichkeit versichert.“

Im drauffolgenden Jahr 1742 nach der nächsten entscheidenden Schlacht, wird Schlesien preußische Provinz; der Frieden wird in Breslau geschlossen. Um etwa ein Drittel vergrößert sich der Landbesitz des Königreichs Preußen.

Friedrich schreibt aus Breslau an seinen Freund Jordan nach Berlin

„...Meine schlesische Reise, auf der ich ganz natürlich unendlich viele Arbeit gefunden habe, wird bald vorbei sein. Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht als die Kommissionen des Hauses Österreich in acht Jahren, und beinahe ist mir alles glücklich vonstatten gegangen. In meinem Kopf sind jetzt weiter nichts als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles herausschaffen, um etwas Besseres hineinzubringen.

Ich habe Verse gemacht und habe sie verloren; ein Buch zu lesen angefangen, und es ist verbrannt; auf einem Klavier gespielt, und es ist entzwei gegangen; ein Pferd geritten und es ist lahm geworden. Ich brauche nur noch zu sehen, daß Du meine Freundschaft mit Undank bezahlst, so hinge ich mich auf. Vale!“

Und an den Minister: „Ich kehre in mein Vaterland zurück mit dem tröstlichen Gefühl, daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe!“

Preußen muß im Konzert der europäischen Mächte ernst genommen werden.

Aber der Frieden ist nur kurz, da Maria Theresia sich mit dem Verlust Schlesiens nicht abfinden will.

Auf die Bitten und die Beschwörungen seines Ministers von Podewils, den Krieg auch ohne die endgültige Inbesitznahme Schlesiens zu beenden schreibt Friedrich:

Mein Entschluß ist gefaßt. Was Sie auch tun, es ist ein vergebliches Unternehmen, mich davon zurückzuhalten. ...Denken Sie daran, daß selbst die Königin von Ungarn, eine Frau, auch dann nicht die Hoffnung aufgeben hat, als die Feinde vor den Toren Wiens standen und ihre reichsten Provinzen erobert hatten – und Sie wollen nicht so viel Mut haben wie diese Frau und zwar in

einem Augenblick, wo wir noch keine Schlacht verloren und keinen Verlust erlitten haben, und wo ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben?

Hier noch eine kleine Geschichte, die so typisch für Friedrich den Großen ist:

Bei Thein an der Moldau gab es eine kurze Schlacht, dabei fiel der Husarenleutnant von Wedell, ein besonderer Liebling des Königs. Auf die Meldung hiervon ritt dieser mit dem Ruf: „Wo ist Wedell? Wo ist Wedell?“ in großer Aufregung durch die Reihen der Verwundeten. Da richtete sich ein Leutnant, der ebenfalls schwer verwundet war, auf und sagte: „Majestät, hier liegen lauter Wedells.“

Erschüttert wandte sich Friedrich zu dem Leutnant hin, dankte ihn und bat ihn, sich nach seiner Genesung bei ihm zu melden. Der Leutnant wurde nach dem Krieg befördert.

Zwei Monate später ist die Schlacht bei Hohenfriedberg, berühmt geworden, daß 50 000 Preußen eine Übermacht von 66 000 Gegnern schlagen konnten. Diese Attacke gilt als die erfolgreichste Attacke der Weltgeschichte

Der Sieg von Hohenfriedberg ist ohne das persönliche Beispiel, das Friedrich seinen Soldaten gegeben hat, nicht zu denken. Gleich am frühen Morgen setzt er sich mit gezogenem Degen an die Spitze des Infanterieregiments und führt drei Bataillone gegen den Feind und am Abend steht der junge Preußenkönig, wie ein Augenzeuge sich ausdrückt „allen Königen, die je Heere anführten, gleich.“

Marsch (drunter)

Zum ersten Mal erscheint Friedrich jetzt auch im Volkslied. Nach Hohenfriedberg singt das preußische Heer unter Verspottung der Großspurigkeit der Sachsen diese genialen Verse:

Mast Pump von Dresden

Ist hier gewesten

Und muß mit Schanden

Aus unsern Landen

*In fünf Stunden
Habt ihr empfunden,
wie Friedrichs Waffen
die Feinde strafen.*

Während seines Aufenthaltes in Schlesien erfährt Friedrich vom Tode zweier seiner engsten Freunde – (eben auch der Jordan, von dem wir vorhin hörten)

Er schreibt an seinen Minister

Mein lieber Podewils, ich bin mehr tot als lebendig beim Empfang Ihrer Anzeige. In drei Monaten verliere ich meine beiden nächsten Freunde, die Männer, die mir von allen die ich kenne die liebsten waren. Nun bin ich fremd in Berlin, ohne Verbindungen, Bekannte und wahre Freunde. Ich gestehe Ihnen, daß dieser Schlag mich niederschmettert, und daß mir die Kraft fehlt, ihm Widerstand entgegenzusetzen. Die Nachricht ist mir so nahe gegangen, daß ich nicht imstande bin weiterzuschreiben. Vernunft und Philosophie müssen vor wirklichem Schmerz schweigen...

Am Weihnachtsmorgen 1745 wird in Dresden der Friedensvertrag mit Österreich geschlossen, der dem König den Besitz Schlesiens sichert.

Der Franzose Darget erzählt über ein Gespräch mit dem König nachdem der Friedensvertrag unterzeichnet ist. Friedrich sagt: „Ich werde fortan keine Katze mehr angreifen, es sei denn, um mich zu verteidigen...

(und später sagt er in diesem Gespräch)...Sind wir armen Menschen dazu da, Pläne zu schmieden, die so viel Blut kosten? Wir wollen leben, in dem wir andere leben lassen...."

Über den umjubelten Einzug des jungen Königs in Berlin hier ein Ausschnitt aus einem zeitgenössischen Bericht des Barons von Bielfeld:

„Sobald der Tag des Einzugs bestimmt war, machte man Anstalt zur Erleuchtung der Stadt und zur Einholung des geliebten Herrschers ... Glockenläuten...klingendes Spiel...alles trug die schönsten Kleider... eine Gruppe junger Leute: ihre Fahne war weiß mit einem flammenden Herzen und dem Wahlspruch: Sic ardet pro rege (heißt: so brennt es für den König) ... nie sah ich so viel Menschen beisammen. Alle Fenster vom Dach bis zum Erdgeschoß waren besetzt, die Dachziegel abgenommen und sogar die Dächer voll Zuschauer; auf den Straßen mußte man fürchten erdrückt zu werden... Als der König endlich kam, jubelte das Volk: „Es lebe der König!“ und zum ersten Mal hörte man den Ruf: „Es lebe Friedrich der Große!“ für den erst 34 jährigen Monarchen... Der König war ernst und bewegt, man las das Glück, der Herrscher eines solchen Volkes zu sein, auf seinem Gesicht. Er grüßte rechts und links und sprach mit denen, die ihm nahe kamen, noch besonders und machte dadurch die allgemeine Freude vollkommen...“

so Baron von Bielfeld

Doch noch am selben Abend eilt Friedrich durch das so hell und festlich erleuchtete Berlin, um einen sterbenden Freund zu besuchen, seinen alten Lehrer Duhan, der so viel um ihn gelitten hatte, und den er allzeit sehr geliebt hat...

Musik

Es ist Frieden

Der Engländer Lord Chesterfield, ein Zeitgenosse, vergleicht den Berliner Hof schon im 3. Friedensjahr mit dem des Augustus im alten Rom, denn so schreibt er an seinen Sohn, Preußens König übt in Wahrheit die dreifache

Regententätigkeit aus, die Horaz an einem Cäsaren preist: *armis tueri; moribus ornare et legibus emendare* –

das heißt: die Waffen in gutem Stand halten; die Sitten heben; die Gesetze vervollkommen (von Fehlern bereinigen)

Letzteres war Friedrichs Hauptbestreben in dieser zehnjährigen Friedenszeit;

und gern erzählt er selbst immer diese Geschichte: „Es war ein König des Altertums, dem einst ein armes Weib eine Beschwerde überreichte. Da fuhr der König das Weib an und gebot, ihn in Ruhe zu lassen. Das Weib aber sprach: ‚Wozu bist du denn König, wenn du mir nicht mein Recht schaffen willst?‘

was sich bei Friedrich in der Anordnung widerspiegelt:

„Am allerwenigsten ist es Unsere Intention, Unseren gedrückten Unterthanen den Zutritt zu Unserem königlichen Thron abzuschneiden.“

In Preußen waren fortan die Richter verpflichtet,

(Zitat) „allen Menschen, ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz zu administrieren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richtersthule Gottes zu verantworten...“

Das neue Gesetzbuch kam übrigens auf deutsch heraus, „damit ein jeder“, so der König, „der einen Prozeß hat, solches selber nachlesen, und ob er Recht oder Unrecht habe, daraus erlernen könne.“

Über die Leibeigenschaft, die er auf Grund des Widerstandes des Adels zwar mildern aber in einigen Provinzen nicht ganz abschaffen kann, schreibt er an seinen Großkanzler von Cocceji: (diesmal auf deutsch)

...So erteile ich Euch deshalb in Antwort, wie überhaupt die Slaverei von der in Pommern noch üblichen Leibeigenschaft Mir so hart und von so üblem Effect

auf das gantze Land zu seyn scheint, daß ich wohl wünschete, daß solche gänzlich aufgehoben und, zum Besten des Adels selbst, auf gute Art abgeschaffet werden könne ...

Auch befiehlt er die Frondienste, die die leibeignen Bauern an sechs Tagen der Woche zu entrichten hatten, auf höchstens drei Tage zu verringern.

Ebenso verbietet er das Verprügeln der Untergebenen mit dem Stock:

Da heißt es:

„Dieweil bishero verschiedenen Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel tractiret haben, Wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Untertanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen wir, daß wenn forthin einem bewiesen werden kann, daß er einem Bauern mit dem Stock geschlagen habe, ersterer sodann deshalb alsofort und ohne einige Gnade auf sechs Jahre zur Vestung gebracht werden soll...“

Diese Bestrafung galt auch für den Adel!

Äußerst wichtig war Friedrich der Bauernstand: „Die Bauern“ sagt er, „sind die Pflegeväter der Gesellschaft, sie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes.“

Mit besonderer Strenge geht Friedrich deshalb gegen das sogenannte „Bauernlegen“, das Aufkaufen der Bauernhöfe, vor. Andererseits verbietet er aber auch das Aufkaufen adliger Güter durch Bürgerliche. Ein unverschuldeter Adel ist ihm wichtig, dessen Söhnen die Offiziersstellen in seiner Armee vorbehalten bleiben. Dem Offizierskorps gibt er den aristokratisch-

geschlossenen, kameradschaftlichen Geist und schafft sich damit die Grundlage für einen festen Halt in seinem Heer auch in schlimmsten Zeiten.

Aber der Adelschutz hört dann auf, wenn der Adel mit dem Bauern im Zwiespalt liegt.

Was die Prozeßführung selbst angeht, so schreibt er 1752:

„In den Gerichtshöfen müssen die Gesetze sprechen und der Herrscher schweigen“

Damit war der Staat Friedrichs des Großen erste Rechtsstaat!!

Und weiter heißt es anderer Stelle:

"Sich einbilden, daß die Menschen sämtlich Teufel sind, und sie mit Grausamkeit verfolgen, wäre das Wahngesicht eines scheuen Menschenhassers; voraussetzen, daß die Menschen sämtlich Engel sind, und ihnen die Zügel schießen lassen, wäre der Traum eines törichten Kapuziners; glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind, **ihre guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre schlechten unter dem Maß strafen**, Nachsicht üben gegen ihre Schwächen und Menschlichkeit haben für alle, das heißt handeln, wie ein vernünftiger Mensch soll."

Nun mal etwas Frauenfreundliches: Ein Schreiben des Königs selbst an Christiane von Kalckreuth:

„Ich habe Ihre Eingabe vom 24. dieses Monats betreffs der Heirat erhalten, zu der sie der Kapitän von Troschke gegen Ihren Willen und Ihre Neigung bestimmen will.

Sie haben in betreff dieser Sache nichts zu befürchten, denn ich leide nicht, daß irgend jemand in Heiratssachen Zwang erleidet. Sie sollen also in nichts gezwungen werden, sondern im Gegenteil vollkommen Freiheit haben, zu tun, was Ihnen beliebt...“

Bekannt geworden sind von Friedrich dem Großen auch seine sogenannten Randbemerkungen, auch Marginalien genannt, die er an die bei Hofe schriftlich eingehenden Bitten, Gesuche und Eingaben schreibt. Sie sind kurz, klar und sehr direkt und zu 95% auf deutsch. Hier zwei Beispiele

Eine Behörde machte die Eingabe, daß ein Geistlicher abgesetzt werden solle, weil er, wie seine Vorgesetzten behaupteten, nicht an die Auferstehung am Jüngsten Tag glaube. Friedrich schrieb an den Rand: „Seine Sache, wenn er am Jüngsten Tag nicht aufstehen will, soll er liegenbleiben.“

Ein anderer Pastor sollte abgesetzt werden, weil seine Pfarrkinder glaubten, er ziehe die ewige Höllenqual in Zweifel. Friedrichs Entscheidung: „Wenn meine Untertanen ewig brennen wollen, habe ich nichts dagegen.“

Für manche ihm wichtige Änderungen muß aber auch dieser König seine Direktheit hintanstellen und einen kleine Trick anwenden. Hier ein Schreiben auf deutsch an den Minister Danckelmann: es besteht nur aus zwei Sätzen...

Es ist bishero in Meinen teutschen Landen bekannter Maßen der Brauch gewesen, daß in dem öffentlichen allgemeinen Kirchgebete für den römischen Kaiser unter andern mitgebetet worden. (erster Satz – nun der 2.)

Da solches aus einem alten übel verstandenen Gebrauch hergekommen und dergestalt bis zu jetzigen Zeiten observiret worden, Ich aber solche Ceremonie nach sich geänderten Umständen und nach der jetzigen Verfassung des Reichs nicht allerdings mehr convenable finde und dahero gerne sehen möchte, daß diese, obgleich an sich indifferente, dennoch dem gemeinen Volke ein und andere falsche Impressions machende Formalité in meinen teutschen Provinzien nach und nach und sonder allen Eclat in das Vergessen geraten und abgestellet werden könnte, so habe Ich Euch meine Intention desfalls dahin zu erkennen geben wollen, wie es mir zu gnädigem Gefallen gegen Euch gereichen wird, wann Ihr unter der Hand und ohne das solches einigen Eclat verursachen und Mein Name und Autorité dabei gebrauchet werden müsse, es dahin richten können werdet, damit wenigstens zuerst in Meinen diesseits der Weser gelegenen Provinzien und nachher so weiter in denen Kirchen des platten Landes, auch demnächst in denen kleinen Städten die Vorbitte

für den römischen Kaiser in dem allgemeinen Kirchengebete weggelassen werden müsse, und zwar dergestalt, daß solches nicht geschiehet, als ob es befehlsweise wäre, sondern gleichsam als ob es die Geistlichen vergessen oder für sich unterlassen hätten, damit auf solche Maße das gemeine Volk von solcher Formel abgewöhnet und solches demnächst und im Verfolg der Zeit auch in den großen Hauptstädten unterlassen werden könne...

2. Teil

Seiner Zeit weit voraus ist Friedrich der Gr. in der Rechtspflege, aber auch der Erfolg seiner Bestrebungen, Landbau, Handel und Gewerbe zu heben, ist außergewöhnlich. Der englische Historiker Carlyle beschreibt diese **Außergewöhnliche** so: „Ein schöngeistiger, schriftstellender, spöttelnder, geistreicher König, dem man nur in Kriegszeiten ernst zutraut, er müht und arbeitet sich ab wie ein fleißiger Gutsverwalter - sein Tag beginnt sommers um 4, winters um 5 Uhr - und an Voltaire schreibt der junge König selbst einmal: er sei wie ein sparsamer Kaufmann, um sein Industriekapital zu vermehren, und wäre es auch nur um ein Kleines...“

Das Urbarmachen der Sümpfe, z. B. des Oderbruchs, Kanalbauten und die Ansiedlung vieler Tausender Kolonisten aus den anderen deutschen Ländern legen den Grund zu wachsendem Wohlstand; Obstbau, Flachsanzbau, Leinen- und Seidenfabrikation, Papierherstellung und die Porzellanmanufakturbau (KPM); der Kartoffelanbau, der zwar nicht von ihm in Preußen eingeführt wurde, schon der Große Kurfürst hatte im Lustgarten ein Kartoffelbeet anlegen lassen, aber Friedrich macht die Kartoffel zum Grundnahrungsmittel in Preußen. Industrie und Handel blühen auf (1752 war die Ausfuhr erstmals höher als die Einfuhr). – In Ostfriesland, das 1744 durch eine alte Anwartschaft nach Aussterben seines Fürstenhauses zu Preußen gekommen ist, gründet Friedrich

eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft, was auch in den anderen deutschen Ländern bewundert und begrüßt wird; die Ostfriesen profitieren sehr von der preußischen Herrschaft und als Friedrich 1751 das Land besucht, baut Emden allein 38 sogenannter Ehrenpforten für den jungen König.

Auf der Größten stand

Auf Platt (ich versuch' es mal)

„ O Koning! Groot van Macht,
van Goedheit, van Verstand,
meer Vater in ons Hart,
als Koning van ons Land!“

So wurden denn die Bauern und Fischer Ostfrieslands zu den treuesten Anhängern der preußischen Krone.

Zur Bautätigkeit Friedrichs des Großen das Zitat eines Zeitgenossen,, des Juristen Dr. Hempel aus Halle aus dem Jahre 1746:

(zur Erinnerung einmal wieder: Friedrich ist 34 Jahre alt.)

Dr. Hempel schreibt:...Ferner ist der König ein Liebhaber von alle dem, was dem Hofe eines großen Prinzen ein prächtiges Ansehen geben kann. Darum hat Er die königlichen Gebäude und Lustgärten, die Kunst- und Naturalienkammern, die Audienz- Wohn- und Paradezimmern in den Schlössern und Lusthäusern, die Marställe und Reitbahnen, auch alles, was sonst an den Königlichen und Fürstlichen Höfen vor andern sehenswert ist, durch die besten Meister in einen vollkommenen Stand setzten lassen... (**weiter schreibt Hempel**)

Bey aller nunmehr wiedereingeführten Königlichen Pracht und Magnificenz spüret man dennoch keine unnötige und unmäßige Depensen; sondern eine gute

und löbliche Öconomie bleibet nach wie vor in den Königlich Preußischen Landen festgestellt.

Die wichtigsten nichtmilitärischen Bauten sind das Königliche Opernhaus, das Invalidenhaus für insgesamt tausend Menschen, der neue Dom am Lustgarten und in Potsdam das, nach seinen eigenen Plänen von Knobelsdorff erbaute Lustschlößchen Sanssouci, ein kleiner gegenüber anderen Bauten geradezu bescheidener einstöckiger Pavillon. In dessen Räumen, auf den großflächigen Terrassen und in den Weingärten ersteht das gastliche Leben der Rheinsberger Tage neu, aber jetzt leider ohne die Königin und ohne den weibliche Hofstaat. Trotz der unermüdlichen Arbeit für den Staat, findet der König hier die Muße zu geistreicher Geselligkeit, zum Spiel auf der Flöte, zum Versemachen und Komponieren.

Musik

Auch eine reichhaltige Bibliothek und eine Sammlung alter und neuer Skulpturen und Gemälde werden in Sanssouci eingerichtet.

Hierzu folgende bezeichnende Geschichte

Der Berliner Kaufmann Gotzkowsky, der den Auftrag erhalten hat, einen Raffael, den der König erwerben wollte, von Rom nach Potsdam zu bringen, berichtet: „Mein Gewährsmann in Rom schreibt, daß der Besitzer das Gemälde nicht außer Haus geben wolle, es solle in Rom gehandelt werden. Dabei gebe

man vor, der König von Polen habe für das Bild schon 30 000 Dukaten geboten, wofür man es aber nicht hergeben wolle.“ Wütend antwortete Friedrich: „Ich habe einen Raffael in Hannover, der nicht so teuer ist. Dem König von Polen steht es frei, für ein Bild 30 000 Dukaten zu bezahlen und in Sachsen für 100 000 Dukaten Kopfsteuer auszuschreiben. Aber das ist meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann nach einem resonablen Preis, das kaufe ich. Aber was zu teuer ist, laß ich dem König von Polen, denn Geld kann ich nicht machen, und Warensteuern aufzuerlegen ist meine Sache nicht.“

Die Schwester Wilhelmine schreibt nach einem Besuch in Potsdam:

...im Geiste kehre ich immer wieder nach Potsdam zurück. Ich trete in Dein Kabinett und sehe, wie Du für das Wohl des Landes arbeitest. Ich folge Dir zur Parade, wo ich Dich in Mars verwandelt sehe. Nach der Rückkehr in Deine Gemächer sehe ich Dich Apollos Gestalt annehmen. Und am Abend dringt mir noch der Wohllaut Deiner Flöte ins Herz. Ich vergesse die kleinen Soupers nicht; sie haben mir einen zu tiefen Eindruck gemacht, um aus meinem Geist zu verschwinden...

Ganz Deutschland, ja ganz Europa blickt nach Sanssouci, die Villa des Königs wird zum Mittelpunkt des Fortschritts und der Aufklärung, zum Treffen der europäischen Intelligenz.

Dichterlesungen werden abgehalten, gelehrte Streitgespräche geführt, Konzerte veranstaltet; Bach, der musikalische Herrscher Welt besucht den König.

Die Tafelrunde von Sanssouci wird eine internationale Berühmtheit

Am 10. Juli 1750 trifft der 56jährige Voltaire in Potsdam ein – von Friedrich lang erwartet und ersehnt.

Friedrich gewährte ihm aus seiner eigenen Schatulle 5000 Taler jährlichen Ehrensold, freie Tafel, Wohnung, Equipage, den Verdienstorden Pour le Merite und den Titel eines Kammerherrn.

Voltaire schreibt begeistert:

..Ich komme in Potsdam an, die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich Freundlichkeiten, um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergessen der Majestät, die Aufmerksamkeit, die schon von Seiten eines Privatmannes bestricken würde, das alles hat mir den Verstand verrückt: Ich gebe mich ihm aus Leidenschaft, aus Verblendung und ohne zu vernünfteln...

Die Verehrung und Liebe dieser beiden Persönlichkeiten zueinander hatten viele Höhen und Tiefen, zumal Voltaire ein großer, überragender Geist aber als Mensch wohl nicht immer so verehrungswürdig war. Nicht nur hat er sich in mysteriöse, unerlaubte Geldgeschäfte verwickelt, sondern auch bösartige Satiren z. B. gegen den Präsidenten der Berliner Akademie den Franzosen Maupertuis losgelassen. Friedrich, der ihn schon nach drei Jahren aus seiner Tafelrunde entläßt, aber doch vier Jahre später auf Vermittlung durch Wilhelmine den intensiven Schriftverkehr mit ihm wieder aufnimmt, widmet ihm viele Gedichte. Hier zwei der unterschiedlichsten:

Das erste ist vom 8. September 1751, also 1 Jahr nach der Ankunft Voltaires in Potsdam

An Voltaire

Ein Fünklein war es, das entglimmt;
Ein heilig Feuer schien's dem jungen Toren;
Er hielt sich selber hochgestimmt
Für einen Dichter auserkoren.

Der Dichtkunst sklavisch untertan,
Hab' ruhelos ich Reim um Reim gepaart.
Als ich erwacht aus meinem Wahn,
Erkannt' ich, daß ein Irrlicht mich genarrt.
Streng hat mich die Vernunft nun aufgeklärt;
Ihr Blick, durchdringend, klar und hehr,
Hat von dem Wahn und Dünkel mich bekehrt.
So laß ich denn dem strahlenden Voltaire
Apollos Reich, das Zepter des Homer.
Kein andrer Wunsch ist mir zu eigen,
als ihm zu lauschen und zu schweigen.

Und nur 2 Jahre später

Epigramm gegen Voltaire (1753)

Keiner, dem die Musen mehr,
All die Schwestern neun, gewogen,
Keiner, der unwürd'ger wär:
Endlich wurde dem Voltaire
Seine Maske abgezogen!
Sein Paris verabscheut ihn,
Rom hat ihn verflucht, gebannt;
Schmählich hat man ihn verbrannt
 In Berlin.
Wenn es um in beiden Welten
Als ein großer Mann zu gelten,
 Schon genügt,

Daß man sich als Schuft erweist,
Als ein Mensch. der schamlos dreist
Lügt und trügt -
Nun, dann ist er auf derselben Höh'
Wie (die Giftmischerin) Madame de Brinvilliers.

Der siebenjährige Krieg

Als Einleitung zitiere ich den Grafen Bernstorff, Kriegsminister des neutralen Dänemark; er schrieb drei Jahre nach Beginn des Krieges:

„Diese Krieg ist entbrannt nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein und Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit einer Kunst und Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andre getäuscht hat; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die ganze für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlich mageren Körpers bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und der Norden Deutschlands einen Fürsten behalten soll, der, sofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Angelegenheiten dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben würde.“

Friedrich weiß, daß man ihm eine Vergrößerung seines gegen die anderen Mächte doch recht kleinen Staates nicht gönnen würde; er hatte die Möglichkeit gehabt, in die Geheimakten der Gegner in Dresden hineinblicken zu können und

so erfahren, daß sich eine drei schließlich sechsfache Übermacht gegen ihn gebildet hatte: Österreicher /(Sachsen-Polen) /Russen/ Franzosen und Schweden) und Teile der Reichsarmee; alle wollten ihn wieder als kleinen kurmärkischen Fürsten sehen.

Es war eine Übermacht von 90 Millionen Menschen gegen 5 Millionen. Friedrich weiß auch, daß die Mobilisierung gegen ihn schon im vollen Gange ist, er muß also die Initiative ergreifen, bevor die anderen Staaten ihre Rüstungsvorbereitungen vollendet haben. (praevenire statt praeveniri) Er schreitet in Sachsen ein, erbeutet gegen den fast körperlichen Widerstand der sächsisch-polnischen Königin (einer Habsburgerin) die eben erwähnten Geheimakten, schlägt die im Gegenzug angreifenden Österreicher, besiegt die Sachsen, der polnische König zieht sich nach Warschau zurück und Friedrich zieht in Dresden ein.

Die katholische Mehrheit der Reichsstände, erklärt gegen den König, den sie den „Friedensbrecher“ nennen, die Reichsacht und beschließt die Teilung Preußens: Vorpommern zu Schweden, Schlesien zu Österreich, Ostpreußen zu Rußland.

Friedrich muß wieder in die Offensive gehen und schlägt die Österreicher bei Prag.

Am 18. Juni 1757 erleidet die preußische Armee eine schwere Niederlage bei Kolin, einblutiges Massaker; was noch lebt, flieht; mit nur 40 Getreuen will Friedrich weiterstürmen; bis ihm sein Adjutant sagt: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“; stumm wendet Friedrich sein Pferd und reitet zurück. Es ist die erste Schlacht, die der 45jährige König verliert; Tränen stehen ihm in den Augen, als er vor seiner kleinen Armee steht: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt, aber ich werde alles wieder gut machen.“ Ein Kavallerist gibt ihm eine Schale Wasser und sagt: „Trink Ew. Majestät doch und laß Bataille Bataille sein. Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß

auch, der kann uns schon wieder den Sieg geben.“ **Friedrich muß den Rückzug antreten; er weiß, daß sein Nimbus der Unüberwindlichkeit, der siebzehn Jahre lang seinen Namen umgeben hat, zerstört ist! Der moralische Eindruck auf Europa ist niederschmetternd, und die Feinde jubeln. Von allen Seiten rücken die Heere der Verbündeten gegen ihn heran.**

Da trifft ihn weiterer, ganz persönlicher Schlag. In Berlin stirbt seine Mutter. Friedrich an seine Schwester Wilhelmine:

Liebste Schwester,

ein neuer Kummer, der uns niederdrückt! Wir haben keine Mutter mehr.

Und ich muß handeln und habe kaum Zeit, meinen Tränen freien Lauf zu lassen.

Du kannst Dir den Zustand meines Herzens denken, das auf eine so grausame Probe gestellt wird. Alle Verluste auf Erden lassen sich wieder gutmachen, nur die, welche der Tod verursacht hat, sind unersetzlich.

Ich bitte den Himmel, Dich zu erhalten....

Zehn Tage später schreibt er an Wilhelmine:

„Liebste Schwester,

mich treffen so viele Schläge, daß ich wie betäubt bin. Die Franzosen haben soeben Friesland besetzt und werden die Weser überschreiten. Sie haben die Schweden aufgestachelt, mir den Krieg zu erklären: diese lassen 17 000 Mann nach Pommern marschieren. Die Russen belagern Memel. Ebenso stehen die Reichstruppen im Begriff, sich in Marsch zu setzen.

Das alles wird mich dazu zwingen, Böhmen zu räumen, sobald so viele Feinde über mich herfallen.. Ich bin fest entschlossen, alles aufzubieten, um mein Vaterland zu retten, und muß abwarten, ob das Glück sich wendet oder mir gänzlich den Rücken zukehrt. ..

Die Freiheit Deutschlands und die Sache des Protestantismus, für die so viel Blut geflossen ist, steht auf dem Spiel...

Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und im Begriff sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich aufteilen wollen...

Hat die Welt jemals gesehen, wie drei mächtige Fürsten einen Komplott schmieden, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich, noch mit Rußland und am allerwenigstens mit Schweden Differenzen gehabt. Wollten im bürgerlichen Leben drei Leute sich einfallen lassen, ihren lieben Nachbarn auszuplündern, so würden sie von den Gerichten gehörig vernommen werden, und nun geben Monarchen, die ja gerade die Gesetze in ihren Staaten beobachten lassen, ihren Untertanen so ein abscheuliches Beispiel!

Aber all diese Betrachtungen sind überflüssig. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserm Eintritt in die Welt gemacht hat...“

In der größten Not kommen jetzt dem König seine Preußen zu Hilfe. Bisher bestand die Armee zu etwa sechzig Prozent aus Söldnern. Seit der Katastrophe von Kolin und dem verlustreichen Rückzug aus Böhmen besteht das preußische Heer fast nur noch aus Landeskindern: brandenburgische und pommersche Landesmilizen. Aus Westdeutschland, Kleve, Minden, der Mark und Ravensberg eilen Freiwillige zu den fritzischen Fahnen.

„Das ist das wahre „Wunder des Hauses Brandenburg“, meint der Schriftsteller Wolfgang Venohr, „über das man später so viel gerätselt hat.“

Im November 1757 ist wieder das Glück auf der Seite der Preußen; die Schlacht bei Roßbach wird eine strategische und kämpferische Meisterleistung der preußischen Soldaten gegen die Französische Armee, die 120 Jahre lang als beste Europas galt. Jetzt fliehen die Franzosen in wilder Panik gen Westen. Der französische General Graf Saint-Germain an seinen Freund du Verney in Paris:

„Ich habe viele Leiden erfahren durch die Zügellosigkeit und Frechheit unserer Truppen, man muß hoffen, daß der Hof Ordnung schafft. Es bedarf großer Heilmittel, und wenn man das Messer nicht an die Wurzel setzt, muß man auf den Krieg verzichten... Das Land hier ist mit unsern Soldaten auf vierzig Meilen in der Runde bedeckt gewesen, sie haben geplündert, gemordet, Frauen entehrt, geraubt und alle möglichen Greuel begangen. Hätte der Feind uns verfolgt, nachdem er mich geworfen, so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben... Es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben hat, unsere Leute zu schonen. Nicht zu übertreffen ist der Edelmut, mit dem er unseren Gefangenen begegnet ist. Als sie ihre Briefe unversiegelt schickten, mit der Bitte, sie durchzulassen, da sagte der König:

„Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und ich habe kein Mißtrauen gegen Sie. Also versiegeln Sie Ihre Briefe, und Sie sollen auch die Antworten ungeöffnet empfangen.“

Friedrich schreibt an seine Schwester

Liebste Schwester...nach so vielen Sorgen endlich einmal, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Ereignis!

Nun kann ich in Frieden ins Grab steigen, denn Ruhm und Ehre meines Volkes ist gerettet. Wir können wohl unglücklich sein, aber nicht ehrlos...“

Durch ganz Deutschland fliegt die Kunde von Roßbach. Das Volk singt auf den Gassen:

„Und kommt der große Friedrich und klopft nur auf die Hosen, so läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.“

Der König wird jetzt zum Helden des deutschen Volkes; doch man liebt nicht nur den strahlenden Helden: hier aus dem Schreiben eines Zeitgenossen (von Lehndorf):

„Vom König kam der Bericht, daß er wegen der äußerst schmerzhaften Gicht in den Beinen unpäßlich war, als er sich von Schlesien nach Sachsen begab. Da er

das Rütteln im Wagen oder auf dem Pferde nicht ertragen konnte, so mußte er sich in einer Sänfte tragen lassen, und man hatte alle viertel Meile 30 Soldaten aufgestellt, die einander ablösen sollten. Aber die ersten dreißig wollten durchaus die Sänfte nicht abgeben und haben S.M. allein bis nach Sachsen getragen....“

Und wenn er wie so häufig mitten unter ihnen auf der Erde schlief, sagten sie: „Wenn Fritz bei uns schläft, ist’s so gut, als wenn von uns fünfzigtausend wachen.“

Aber nicht nur der einfache Soldat; auch die gebildeten und aufgeklärten Kreise Europas vergöttern Friedrich, auf Londons Straßen reißt man sich sein Bild aus den Händen,

und die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt meldet:

„...die Hälfte der Pariser Damen haben ein Bild Friedrichs neben ihrem Bett stehen...“

Goethe bekennt: „Wir waren alle fritzisch gesinnt.“...und schreibt über das Jahr 1757:

„...Die Siege, die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer wurde immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde immer bitterer...“

Friedrich d. Gr. hat mit der Schlacht von Roßbach nicht nur einen militärischen Sieg errungen, er hat auch eine große deutsche Kulturrevolution ausgelöst. Man beginnt wieder deutsch zu sprechen und deutsch zu dichten. Die Nation findet nach hundertjähriger Bewußtlosigkeit zu ihrer Identität zurück.

Im Laufe der langen sieben Jahre wendet sich das Schlachtenglück immer hin und her, wobei nicht ein einziges Mal die Armee der Preußen mehr Soldaten auf dem Felde hat als ihre Gegner.

Die denkwürdige Schlacht bei Leuthen:

Bei Tagesanbruch am 5. Dezember 1757 rücken die Preußen zur Schlacht. An ihrer Spitze reitet der König. Dem Offizier, der ihn in der Schlacht mit einigen Soldaten decken soll, befiehlt er: „Ich werde mich heute in der Schlacht mehr aussetzen müssen als sonst. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleibe ich, so bedeckt er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind - der wird geschlagen.“

Die als Berliner Wachtparade verspottete kleine Armee Friedrichs siegt.

Im Dunkel der Nacht versammelt sich das preußische Heer auf dem Schlachtfeld, das von Toten und Verwundeten bedeckt ist. Schweigend beginnen sie ihren Marsch durch die Winternacht. Doch dann geschieht etwas Merkwürdiges. Ein Augenzeuge berichtet:

„Dieser Marsch geschah in einer Stille, die nur das Bewußtsein, diesen großen blutigen Tag überlebt zu haben, dem Nachdenken einflößen konnte. Plötzlich unterbrach sie ein Grenadier, indem er das Lied: „Nun danket alle Gott“ anstimmte. Wie aus einem tiefen Schlaf erwacht fühlte sich jeder zum Dank für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zum Ende.“

Musik

Dann kommen schreckliche Rückschläge und Verluste:

Ein Jahr später: Hochkirch! Am selben Tag, als die Preußische Armee dort eine schwere Niederlage durch die Österreichische Armee erleiden muß, stirbt Friedrichs Lieblingsschwester Wilhelmine nach langem Leiden in Bayreuth: Der König schreibt an den preußischen Gesandten in Paris Marschall Keith, dessen Bruder in dieser Schlacht gefallen war:

„Es bleibt uns nichts übrig, lieber Lord, als zusammen über unsern beiderseitigen Verlust zu weinen. Wenn mein Kopf ein Tränenbassin wäre, so wäre es doch nie groß genug für meine Trauer.

Unser Feldzug ist zu Ende. Auf beiden Seiten ist kein anderer Erfolg zu verzeichnen als der Verlust vieler braver Männer, das Unglück vieler braver Soldaten, die für immer Krüppel geworden sind, der Ruin so mancher Provinzen und Beraubung, Plünderung und Niederbrennung einiger blühender Städte. Derartige Taten, lieber Lord, flößen dem menschlichen Gefühlen Entsetzen ein. Das sind die traurigen Folgen der Bosheit und Ehrsucht einiger Machthaber, die alles ihren zügellosen Leidenschaften opfern!

Ihnen, lieber Lord, wünsche ich nichts, was die mindeste Ähnlichkeit mit meinem Schicksal hat, dagegen alles, was ihm fehlt. Nur auf diese Weise können Sie glücklich sein, und daran nehme ich lebhafteren Anteil als jeder andere, da ich Ihr alter Freund bin und bis ins Grab bleiben werde.“

Im Winter 1758 schickt der König einen Lagebericht nach Berlin, und da steht u. a.:

„...Es scheint unglücklicherweise, daß wir noch nicht am Ende unsrer Arbeiten sind. Wir haben zu viele Feinde, als daß wir über sie eine Überlegenheit gewinnen könnten, die sie zum Frieden zwingt. Ganz Europa stürzt sich auf uns, es scheint Mode zu sein, unser Feind zu sein und ein Ehrentitel, zu unserm Verderben beizutragen...“

Und manchmal kommt auch der Spott wieder durch:

An den Generalmajor von Puttkammer

„Er soll was gegen Naumburg und Bunzlau detachiren, um den Feind wegzujagen. Ob er meint, daß er mit 1500 Pferden dasteht, um sich in die Hosen zu kratzen? Er soll um sich greifen und nicht faulenzen...“

Aber es sind ja nicht nur die verlorenen Schlachten, es sind auch die Ausplünderung und Niedermetzlung der Bevölkerung, die Vergewaltigung von

Frauen und Mädchen die Ermordung von Kindern und alten Leuten besonders im Norden in Küstrin, Ostpreußen und Berlin.

An dieser Stelle möchte ich den Schriftsteller Gustav Freytag zitieren aus seiner Schrift „Das Zeitalter Friedrichs des Großen“, da schreibt er über den König während des 7jährigen Krieges:

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdes der große Fürst, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisterte Ruf des Volkes an sein Ohr...

In ihm wurde es stiller und kälter... Er verschloß sich vor seinem Heer in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist...

So lebte er fort, sieben Jahre, sieben Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und Kombinieren, das Fernste und Kleinste sah er, und doch keine Änderung und doch nirgends Hoffnung.

Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, gerade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt seine Korrespondenz, aber er war gefaßt, all das würde für ihn nächstens ein Ende haben, ein kurzes schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von seinen Gegnern freimachen konnte. *(in diesen jahrein hatte Friedrich eine Todespille bei sich)*

Diese Stimmungen des Mannes, von welchem das geistige Leben Deutschlands seine neue Zeit datiert, verdienen wohl, daß der Deutsche sie mit Ehrfurcht beachte. Es ist nur möglich, einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweise in den Briefen an den Marquis d'Argens und an seine mütterliche Freundin Frau von Camas hervorbricht. Und so spricht der König von seinem Leben.

Der folgende Brief ist aus dem Jahre 1760 im Oktober nach der Besetzung Berlins durch die Österreicher, Russen, Sachsen – der Brandschatzung und Plünderung der königl. Schlösser Charlottenburg und Schönhausen – der Hof

und die Regierung müssen nach Magdeburg ausweichen, Friedrich schreibt aus Kemberg an den Marquis D'Argens

„Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich andre nicht betrüben und beunruhigen will. – Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Überredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß scheint, so werde ich meinem Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich sein wird, es zu ertragen Ich habe gehandelt, und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterland, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Tage zu verfügen. Ich sage es, und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen... Es gibt Menschen, die sich dem Schicksal fügen, ich gehöre nicht zu ihnen, und wenn ich für die anderen gelebt habe, will ich wenigstens für mich sterben. Ich bin sehr gleichgültig, was man darüber sagen wird, und ich versichere Ihnen, ich werde es niemals hören...

Ludwig der XIV. war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog sich wohl oder übel aus der Affäre. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsmittel dieses Mannes, aber die Ehre ist mir mehr wert als ihm, und, wie ich Ihnen gesagt habe, ich richte mich nach niemand...

Das Land Brandenburg hat bestanden, bevor ich war, und wird bestehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch Fortpflanzung der Rassen und solange man mit Vergnügen daran arbeiten wird, das Leben zu vervielfältigen, so lange werden sich Minister und Regenten finden, die das Volk beherrschen;

etwas mehr Torheit, etwas mehr Weisheit, das sind so geringe Unterschiede, die die Gesamtheit des Volkes kaum spürt....

...Nicht aus Schwachheit beendet man ein unglückliches Leben, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in dem uns niemand schaden und unsre Ruhe stören kann, unser größtes Glück ist. Wieviel Gründe hat man nicht, in einem Alter von fünfzig Jahren das Leben zu verachten! Meine Aussicht für die Zukunft ist ein kraftloses, schmerzhaftes Alter. Verdruß Trauer, Schmach und Beleidigungen...

...Ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüstet sich, mich unter ihre Füße zu treten...“.

Am Ende dieser langen Jahre hat doch das Genie Friedrichs die Preußen zum endgültigen Sieg geführt; und auch das Glück war durch den Thronwechsel in Rußland einmal auf seiner Seite; am 15. Februar 1763 kommt es zum endgültigen Friedensschluß auf dem Schloß Hubertusburg bei Grimma: Friedrich behält Schlesien, aber um welchen Preis: 175 000 tote Preußen, bei den Gegnern die doppelte Anzahl; 14 000 Häuser sind in Preußen zerstört worden, 60 000 Pferde getötet; und Friedrich selbst?

Er schreibt an Frau von Camas:

„Ich werde Sie also wiedersehen, gutes Mütterchen! Möchte ich Sie so wohlauf finden, wie ich Sie verlassen habe. Mich werden Sie als Greis und fast alten Schwätzer wiedersehen. Ich bin grau wie ein Esel, verliere jeden Tag einen Zahn und bin von der Gicht halb gelähmt...“

Das gefestigte Preußen und die unaufhörliche Arbeit Friedrichs des Großen haben den Anfangspunkt zur Einigung aller Deutschen gesetzt, was Bismarck 100 Jahre später vollendet.

Und für die Preußen selber gilt: es war durch die Not jener langen Jahre zusammengeschweißt und es entstand ein Verhältnis zwischen Fürst und Volk

wie es das in keinem Land gab und seither auch nicht wieder gegeben hat. Nie ist eine Herrscherfigur so volkstümlich geworden; wie viele Geschichten, Anekdoten, Lieder, Gedichte und Märchen wurden um diesen Menschen erdacht, geschrieben, erzählt!

Ob Goethe oder Schubarth, Gleim, Ramler, Abbt, all die Unbekannten, und das liebenswerteste Beispiel preußischen Geistes hat uns Lessing in seiner „Minna von Barnhelm“ geschenkt.

Zurück zum Ende des Krieges:

In Berlin ist alles zum großen Empfang am 30. März vorbereitet! Der König jedoch entzieht sich allen Freudenkundgebungen und begibt sich auf Umwegen in das königliche Schloß;

In der Schloßkapelle soll ein Te Deum seines alten Konzertmeisters Graun aufgeführt werden. Alles erwartet den Einzug des gesamten Hofstaates in die Kirche – aber nur Friedrich kommt, gibt das Zeichen zum Beginn; und während der Lobgesang zu Ehren Gottes ertönt, bedeckt er sein Gesicht und weint.

Musik

Friedrich ist zum Ende des Krieges erst 51 Jahre, aber er ist ein alter Mann geworden.

Die Last der sieben Jahre hat seine Gestalt verändert. Der Nacken ist gebeugt; die tiefen Furchen im Gesicht zeigen sein körperliches und seelisches Leid:

„Der umherirrende Jude“, sagt er, „wenn er jemals existiert hat, kann kein so irrendes Leben geführt haben wie ich.“

Der König schreibt aus Berlin an seine Schwester Ulrike, Königin von Schweden:

„Liebe Schwester,

... Ich befinde mich hier in einer Stadt, deren Mauern ich wiedererkenne, in der ich aber die Personen nicht wiederfinde, die der Gegenstand meiner

Hochachtung oder meiner Freundschaft waren. Ich bin hier ein Fremder, liebste Schwester; diese sieben Kriegsjahre haben die ganze Stadt verändert; es gibt nur wenige Personen, die ich kenne, und wenn ich die Bauwerke ausnehme, dann würde ich mich hier so fremd fühlen, als wenn ich in London wäre...“

Er selbst aber ist der populärste Mensch Europas geworden, eine weltweite Legende; jedes Kind kennt sein Bild.

Er ist nun der Alte Fritz!

Aber seinen Witz hat er trotz allem nicht verloren;

Die Ärzte empfehlen ihm wegen Gefahr der Wassersucht eine Kur in Bad Landeck und von dort schreibt er seinem Sekretär de Catt nach Berlin:

„Ich schreibe Ihnen aus dem Wasser, mein Lieber, denn darin lebe ich mehr als auf dem Trocknen. Ich fange an, ein Fisch oder eine Ente zu werden und weiß selbst noch nicht recht, welches von beiden. Nur ein Ovid wäre imstande, meine Verwandlung zu beschreiben. Wie dumm sind unsre guten Berliner! Sie behaupten, wie mir geschrieben wird, ich sei geschwollen! Was werden sie erst sagen, wenn sie mich mit Schuppen ausgestattet und mit Flossen geschmückt sehen werden? Sie nehmen mich gewiß für einen Staatsfisch! Nun, das schadet nichts. Es geht mir besser. Meine Beine werden allmählich wieder beweglich, und Gerüchte schaden keinem Menschen etwas...“

Und an Darget, seinem ehemaligen Sekretär schreibt er:

„...Das Leben, mein guter Darget, ist eine verdammte Sache, wenn man alt wird. Entweder muß man sich dazu entschließen, mit einem Mal zugrunde zu gehen oder Stück für Stück absterben.

Aber, abgesehen hiervon, kann man doch wenigstens auf eine Art glücklich sein; man muß sich im Geiste erneuern, von dem Leibe absehen und sich die Heiterkeit des Gemütes bis zum Ende des Stückes bewahren und die letzten Schritte unseres Erdenlaufes mit Blumen bestreuen...“

Diese Blumen bestehen bei ihm aus harter Arbeit und unermüdlicher Tätigkeit.

Und so erholt sich Preußen unter seiner Führung außerordentlich schnell von den Kriegsnöten.

„Fürsten“, sagte er, „müssen der Lanze des Achilleus gleichen, welche die beigebrachten Wunden auch wieder heilt.“ — Große Summen fließen auf des Königs Geheiß an Städte und Landratsämter. Das schon für den nächsten Feldzug bereitliegende Geld, 25 Millionen Taler, verteilt er unter die Bedürftigsten. Seine Artilleriepferde verwandelt er in Ackergäule. Er spendet Getreide zur Aussaat. Die rückständigen Steuern werden erlassen. Er gründet landwirtschaftliche Kreditbanken für Schlesien, für die Neumark, für Pommern, die am schlimmsten betroffenen Gebiete. Königlicher Güter werden zu Bauernstellen, die preußische Seehandlung wird gegründet, der Hafen Swinemünde ausgebaggert, Stettin wird zur blühenden Handelsstadt; usw usw. Die allgemeine Schulpflicht, schon vom Soldatenkönig in den Städten eingeführt, wird aufs Land erweitert; „Aufklärung ist Erziehung“. – sagt Friedrich „Die Sorge für die Erziehung ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten, und den ich auf die Dörfer ausdehne. Es ist das Steckenpferd meines Alters,“ und er sagt:

„Ein unterrichtetes Volk läßt sich gut regieren!“

Was daraus folgt unter vielen anderen zeigt dieser Brief des Königs an Voltaire 1777:

...In dem Verhältnis, wie die Völker gebildeter sind, muß man auch ihre Gesetze mildern. Wir haben es getan und befinden uns wohl dabei. Der Denkart der weisesten Gesetzgeber zufolge, glaube ich, daß es besser ist, Verbrechen zu verhindern und zu verhüten, als sie zu bestrafen. Dies ist mir gelungen. Um Ihnen einen deutlicheren Begriff hiervon zu geben, muß ich Sie mit unserer Bevölkerung bekannt machen. Diese beläuft sich nur auf fünf Millionen 200 000 Seelen. Wenn Frankreich zwanzig Millionen hat, so macht unsere Menschenzahl nur etwa ein viertel davon aus. Seitdem nun unsere Gesetze gemildert worden sind, werden bei uns jährlich nur vierzehn, höchstens fünfzehn Todesurteile

gefällt. Das kann ich Ihnen um so zuverlässiger sagen, da ohne meine Unterschrift niemand zu Festungshaft verurteilt und niemand hingerichtet werden darf, wenn ich das Urteil nicht betätigt habe.

Die meisten Delinquenten sind Kindsmörderinnen. Andere Mordtaten gibt es wenig, und noch seltner ist der Straßenraub.

Von den Geschöpfen, die so grausam gegen ihre Leibesfrucht waren, werden nur die hingerichtet, denen man den Mord nachweisen kann. Ich habe alles daran getan, was ich nur konnte, um die unglücklichen Personen daran zu hindern, ihre Kinder umzubringen. Die Herrschaften müssen es gerichtlich anzeigen, wenn ihre Mägde schwanger sind. Ehemals nötigte man die armen Personen, öffentlich Kirchenbuße zu tun; das habe ich abgeschafft. In jeder Provinz gibt es Entbindungshäuser für sie und man sorgt für die Erziehung ihrer Kinder. Allein ungeachtet aller dieser Erleichterungsmittel habe ich doch noch nicht dahin kommen können, ihnen das unnatürliche Vorurteil, dessentwegen sie ihre Kinder töten, aus dem Kopf zu bringen. Ehemals sah man es für eine Schande an, Mädchen zu heiraten, die Mütter waren, ohne einen Mann gehabt zu haben. Ich beschäftige mich jetzt mit der Idee, wie ich diese Ansicht ausrotten will.

Vielleicht gelingt es mir...“

Auch das intensive Lernen der deutschen Sprache in Wort und Schrift seiner Untertanen ist ihm höchstes Anliegen.

Ende der 70iger Jahre schreibt der König einen Aufsatz über die deutsche Literatur; unter anderem führt er aus:

„...Und was geschah damals in Deutschland? Gerade als Richelieu sich durch die Geschmacksbildung seiner Nation mit Ruhm bedeckte? In Deutschland tobte der 30jährige Krieg. Deutschland wurde von zwanzig verschiedenen Heeren verwüstet und geplündert, die bald siegreich, bald unterliegend, Not und Elend verbreiteten. Das Land war verheert, die Felder lagen brach, die Städte waren fast menschenleer. Nach dem Westfälischen Frieden fand Deutschland keine Zeit sich zu erholen. Bald kämpfte es gegen die Macht des türkischen Reiches, das

damals sehr furchtbar war. Bald widerstand es den französischen Heeren, die Germanien überschwemmt und das Reich der Gallier vergrößern wollten. Als die Türken bei Wien lagen oder der Franzose die Pfalz verwüstete, als die Flammen Häuser und Städte in Asche legten, als die wilde Zügellosigkeit der Soldateska selbst das Asyl des Todes entweihte und die toten Kaiser aus ihren Gräbern riß, um sie ihrer elenden Hüllen zu berauben, als verzweifelte Mütter sich mit ihren verhungerten Kindern im Arm aus den Trümmern der Heimat retteten –sollte man da zu Wien oder Mannheim Sonette dichten oder Epigramme machen? Die Musen verlangen ruhige Heimstätten. Sie fliehen die Orte, wo Verwirrung herrscht und alles zusammenstürzt. Wir fingen also erst nach 1714 an, das wiederherzustellen, was wir durch eine solche Kette von Mißgeschicken verloren hatten. Die geringen Fortschritte, die wir gemacht haben, fallen also weder dem Geist noch den Talenten der Nation zur Last. Wir dürfen sie nur einer Reihe von unseligen Umständen zuschreiben, einer Verkettung von Kriegen, die uns zugrunde gerichtet, uns an Menschen und Geld arm gemacht...“

Dann gibt er auf amüsante Art und Weise viele Anregungen, unsere Lage auf diesem Gebiet zu verbessern und schließt so..

„Wir werden unsere Klassiker haben. Jeder wird sie lesen, um von ihnen zu lernen. Unsre Nachbarn werden Deutsch lernen. Die Höfe werden mit Vergnügen Deutsch sprechen, und es kann geschehen, daß unsre geschliffene und vervollkommnete Sprache sich dank unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige Sie Ihnen an, sie stehen dicht bevor. Ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter raubt mir die Hoffnung darauf. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten...“

In dieser Zeit muß er auch das Flötenspiel aufgeben, weil er durch die schmerzhaft Gicht in den Fingern die Töne nicht mehr greifen kann...

Musik

Der König schreibt an Voltaire:

„...Ich bin krank gewesen im vergangenen Winter, es ist wahr; aber seit meiner Genesung befinde ich mich ungefähr wie früher. Es gibt vielleicht Leute in der Welt zu deren Bedauern ich zu lange lebe und die meine Gesundheit verlästern in der Hoffnung, daß ich infolge ihres Geredes von derselben den gefährlichen Sprung ebenso schnell tue, wie sie wünschen. Ludwig XIV. und Ludwig XV. ermüdeten die Geduld der Franzosen; ich bin jetzt fast 40 Jahre auf dem Platz, vielleicht mißbrauche ich nach dem Beispiel jener das Privilegium zu leben, aber ich bin nicht hinreichend gefällig, um mich fortzumachen, wenn man meiner müde ist.

Was meine Methode, mich zu schonen betrifft, so bleibt sie immer dieselbe. Je mehr man um sich sorgt, um so zarter und schwächer wird der Körper. Mein Handwerk verlangt Arbeit und Tätigkeit. Mein Geist und mein Körper müssen sich nach ihrer Pflicht richten. Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich tätig bin. Ich habe mich immer wohl dabei befunden. Indessen schreibe ich niemandem diese Methode vor, ich begnüge mich damit, sie zu befolgen...

Der Italiener Lucchesini, Kammerherr bei Friedrich, schreibt an seine Mutter 1780:

„Der König reist nach Pommern und Westpreußen zur Musterung der dortigen Regimenter. Es vergeht kein Jahr, wo er nicht seine sämtlichen 200 000 Mann besichtigt und exerzieren läßt... Auf dieser etwa zehntägigen Reise erträgt der König Mühsale, die jungen Leuten von fünfundzwanzig Jahren schwerfallen. Der Geist dieses Mannes altert nicht, und er beherrscht seinen Körper dermaßen, daß er tun kann, was ihm gefällt. Die Lebhaftigkeit seiner Phantasie, sein

glückliches Gedächtnis, die Unmittelbarkeit seiner beredten, edlen und vornehmen Sprache machen seine Unterhaltung wert gedruckt zu werden...“

(Wichtige Schriften nach dem Ende des großen Krieges waren

Das zweites politisches Testament und sein letztes persönliches Testament; Schrift „Über die Erziehung“

Abhandlung „Über die Vorurteile“ und Kritik des „Systems der Natur“

„Die Geschichte meiner Zeit“ „Abriß der Preußischen Geschichte und der Grundsätze, auf denen sie beruht.“

„Über den Nutzen der Wissenschaft und der Künste“

Briefe über die Vaterlandsliebe

„Die Betrachtungen über den politischen Zustand Europas“ 1782

Politische Taten und Erfolge:

Preußen erhält das ehemalige Gebiet des Deutschen Ordens durch die Teilung Polens zurück

-Westpreußen ohne Danzig und Thorn, das Ermland und den Netzedistrikt

Urbarmachung der Warthebrüche; ebenso des Oder- und Netzebruches, Bau des Plauenschen, des Finow- und Brombergkanals

Bayrischer Erbfolgekrieg zwischen Österreich –gegen Preußen, Bayern Sachsen

Erneuerung des preußischen Bündnisses mit Rußland

Veröffentlichung des 1. Teils des Allgemeines Landrechtes (Carmer)

Anerkennung des Bauernstandes als besonderen Stand durch ein Edikt.

Gründung des Fürstenbundes zur Abwehr österreichischen Vergrößerungspläne: Kursachsen, Hannover; Braunschweig; Mainz; Hessen-Kassel; Baden; Mecklenburg; Thüringen unter Führung Preußens)

Ich möchte noch einmal einen Ausländer zitieren;

Der Franzose Graf Louis Philipp Ségur war am 28. Januar 1785 also anderthalb Jahre vor Friedrichs des Großen Tod in Potsdam; er schreibt:

Als ich zur bestimmten Stunde in Potsdam gelang war, glaubte ich einen Augenblick, nicht zu einem großen Herrscher sondern zu einem einfachen Obersten zu kommen. Vor dem Schlosse stand nur ein Posten. Ich durchschritt eine Galerie und kam in einen großen Saal, in dem der Adjutant des Königs,

Graf Goertz, allein am Feuer saß. Er stand auf, um mich anzumelden. Ich fragte ihn, ob bei meiner Vorstellung eine bestimmte Etikette zu beachten sei.

„Etikette?“ sagte er lachend, „nein, das Wort ist hier unbekannt. Will der König Sie empfangen wie die meisten Fremden, so kommt er aus seinem Kabinett, dessen Tür Sie hier sehen, und spricht Sie hier im Saale. Hält er es für nötig, Sie in seinem Kabinett zu empfangen, weil Sie Gesandter sind, so ruft er uns beide hinein. Und wenn er Sie besonders auszeichnen will, so bleiben Sie mit ihm allein.“ Nach diesen kurzen Worten ging er zum König, kam fast sofort wieder heraus und plauderte mit mir.

Nach einer Viertelstunde sah ich, wie die Tür aufging, und der König winkte uns beiden einzutreten. Kaum aber waren wir drinnen, als er den Grafen Goertz entließ. So stand ich denn etwas befangen ganz allein vor dem großen Manne, der die Welt mit dem Ruhm seines Namens erfüllt. . .

Mit lebhafter Neugier betrachtete ich diesen Mann, der geistig so groß, von Gestalt klein und von der Last seiner Lorbeern und Mühen gebückt und gleichsam gebeugt war. Sein blauer Rock, verbraucht wie sein Körper, seine hohen, bis übers Knie reichenden Stiefel, seine mit Tabak befleckte Weste bildeten ein seltsames und doch imponantes Gemisch. Das Feuer seiner Blicke zeigte, daß seine Seele nicht gealtert war. Trotz seiner hinfälligen Erscheinung spürte man, daß er noch kämpfen konnte wie ein junger Soldat. Trotz seiner Kleinheit überragte er geistig alle anderen....

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals Friedrich August Ludwig von der Marwitz, ein Kindheitserlebnis:

„...Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser war, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt

militärisch aufgesetzt. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondell und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll mit Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen.

Der König ritt ganz allein vorn und grüßte indem er fortwährend den Hut abnahm Er hat ihn vom Halleschen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen....

Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Mützen in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten.

Bei dem Palast der Schwester, der Prinzessin Amalie, in der Wilhelmstrasse angekommen, war die Menge noch dichter; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte ohne Anwesenheit irgendeiner Polizei, war ein geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferd, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtete, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seiner Wege ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln, kein Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagwerk zurück. Aber jeder wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeitete, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen

Tag versäumt hatte! Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.

Musik

Ende